

Wöchentliche Beilage zur Eborner Ostdeutschen Zeitung.

№ 35. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Seine Gattin, dachte der berechnende Marchese Vietri, konnte ja nur durch den Umgang mit der hochgebildeten Comtesse Waldenbruck und mit der ernstesten, verständigen Sophie gewinnen, und je weniger das tolle, übermüthige Geschöpf ihm selbst irgend welche Herrschaft über sich einräumte, je mehr durfte er hoffen, daß Margareth einen erziehenden und bildenden Einfluß über ihre Cousine gewinnen würde.

Eine Woche nach dem Eintreffen des Marchese und seiner Gattin in Riva kam Baron Ehrenreich aus Italien zurück. Vietri war nicht sehr erbaut von dieser Nachricht; hätte nicht Comtesse Waldenbruck so bereitwillig Ranni als Erbin anerkannt, würde ihm freilich die unerwartete Ankunft des Barons angenehmer gewesen sein, denn dann wäre in ihm ein neuer Zeuge für die Echtheit seiner Gattin erschienen. Jetzt brauchte er den Mann nicht mehr, ja, er war ihm geradezu störend, denn er mußte noch an die Schwärmerei denken, die Stella damals beim Anblick der Photographie Ehrenreich's an den Tag gelegt hatte.

Bevor Baron Ehrenreich in Riva eintraf, hatte der Marchese bereits von der Erbschaft seiner Gattin Besitz und in der Villa am See Wohnung genommen.

Der Baron hatte nur seinem Freunde allein den Tag seiner Rückkehr angezeigt, aber nicht nur Josipovic, sondern auch Sophie und ihr Bräutigam ließen es sich nicht nehmen, dem Langentbehrten bis Defenzano — Ehrenreich

kam von Mailand — entgegenzufahren. Er war ein völlig Anderer, den sie wiedersehen; der Chevalier merkte es auf den ersten Blick, doch auch den Uebrigen mußte die große Wandlung auffallen, die mit dem Baron vorgegangen war. Das war nicht mehr ein Mann, der, in ewiger Selbsttäuschung befangen, sich einbildete, einen unerschütterlichen Willen zu haben, während er sich von fremder Hand so leicht leiten ließ; er trat jetzt wirklich sicher und entschieden auf und wußte seinen eigenen Weg zu wandeln.

Ehrenreich war entzückt, nach so langer Zeit die heimischen Gestade wiederzusehen, diesen

dunklen, prächtigen Bergsee, an dem er einst so glücklich gewesen war, und ein Schimmer dieser seligen Erinnerungen drang unwillkürlich in seine Seele und stimmte sie wehmüthig und glücklich zu gleicher Zeit. Er hatte dort drüben in dem Sonnenlande endlich gelernt, mit der Vergangenheit abzuschließen und sich der Gegenwart zuzuwenden, er wußte jetzt, daß wir mit allem Trübsinn, aller Schwermuth nichts ändern, nur uns und Denjenigen, die uns noch geblieben sind, damit zur Last werden. Er wollte es nun versuchen, ein neues Leben freudig anzufangen.

Sein Herz, seine Seele waren noch ganz erfüllt von der Welt des Schönen, die er genossen hatte, und als er jetzt auf dem Schiffe während der Heimfahrt seinen Lieben begeistert die Herrlichkeit Italiens zu schildern begann, entging ihm das spöttische Lächeln nicht, das Josipovic zeigte. Früher hätte er in seinem Mittheilungseifer dies nicht weiter bemerkt, jetzt hatte das lange Reisen, der Aufenthalt in einer fremden Welt ihm den Blick geschärft. Er sah plötzlich, was ihm sonst völlig verborgen geblieben war, und wußte nun mit einem Male: sein Freund hatte kein Herz! Wenn er sich auch edel und aufopfernd erwies, so geschah es aus anderen Motiven, um von der Welt bewundert zu werden, nicht aus einem reinem Antriebe, der aus dem tiefsten Innern kam.

Wie anders fühlte sich jetzt der Baron zu seiner Schwester hingezogen; er hatte sie früher wenig beachtet, ja, mit Gleichgültigkeit behandelt, denn all' sein wärmstes Empfinden wurde von den beiden Menschen aufgezehrt, die seinem Herzen am nächsten standen, von seiner Gattin und dem Freunde. Nun entdeckte er zu seiner Freude sogleich, daß Sophie nicht nur weit über ihre Jahre verständig und geistig gereift, sondern auch liebenswerth



Professor Dr. Wilhelm Förster. (S. 275)

war. Ihr Seelenleben war in Fluß gekommen; es zeigte sich wärmer und freier. Fast noch herzlich gestaltete sich das Verhältniß zwischen ihm und seinem künftigen Schwager. Oberlieutenant v. Angerstein war stets frisch und wohlgenuth, ewig guter Laune und für Alles empfänglich, für jeden Scherz und jede gute Stunde, die das Leben bot.

Man sah es ihm an, daß er gar nicht die bestimmte Absicht hatte, zu gefallen, aber in seiner angeborenen Liebenswürdigkeit wußte er Jeden, der mit ihm in Berührung kam, in die angenehmste Stimmung zu versetzen, ohne daß er deshalb nöthig hatte, sich unterzuordnen. Wie andächtig lauften die Beiden seinen Erzählungen, und wie reizend war dann der lebhafteste Ausruf Angerstein's, als der Baron seine Schilderungen geendigt hatte: "Sophie, auf unserer Hochzeitsreise geht es da hinüber!" und er wies mit seiner Rechten auf das Ufer, das sie verlassen hatten, und das sich bereits für sie in sanfte Schleier hüllte.

"Wann ist eure Hochzeit?" fragte der Baron.

"Nun Du zurückgekommen bist, hoffentlich bald," entgegnete der Oberlieutenant eifrig.

"Und ich sollte jetzt schon die arme Margareth verlassen?" fragte Sophie mit einer gewissen Bestürzung.

"Sie können es, liebe Sophie," warf Jospovic plötzlich dazwischen, und als sich jetzt Aller Augen fragend auf ihn richteten, nahm er nur eine etwas geheimnißvolle, siegesichere Miene an, ohne ein Wort weiter zu erwiedern, aber man verstand ihn doch.

Angerstein murmelte etwas vor sich hin, das beinahe wie eine Verwünschung klang, und auch Sophie machte kein sehr erfreutes Gesicht. Sie hatte in der letzten Zeit auch schon gefürchtet, daß es dem Slavonier doch endlich gelingen würde, Margareth zu umgarnen; die Freundin sprach jetzt von ihm mit solcher Anerkennung, und hatte erst gestern sich dahin geäußert, daß sie den Chevalier verkannt habe und derselbe doch großherziger und wärmer fühlen könne, als er gewöhnlich der Welt verrathe. Nach seinen soeben ausgesprochenen Worten und nach seiner triumphirenden Miene zu urtheilen, war er bereits seines Erfolges sicher.

"Wir haben Dir eine sehr überraschende Nachricht mitzutheilen," begann Sophie, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand überzulenkten. "Die so lange verschwunden gebliebene Comtesse Nanni ist endlich entdeckt worden."

Der Bruder hatte bisher nur von seinen Reisen erzählt und damit ihre ganze Aufmerksamkeit gefesselt, daß die Schwester noch nicht dazu gekommen war, ihn mit dieser wichtigen Neuigkeit bekannt zu machen.

"Das ist wirklich merkwürdig!" rief der Baron lebhaft aus. "Ach, warum hat Fanny diese Freude nicht mehr erlebt! Sie sehnte sich so oft nach ihrer verloren gegangenen Schwester."

"Dem Marchese Vietri ist es geglückt, die Verschwundene aufzufinden, und der schlaue Italiener hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Erbin eines so glänzenden Besitzthums zu seiner Frau zu machen," fügte Jospovic mit einem sarcastischen Aufschlagen hinzu. Wenn er an den ihm gespielten Streich dachte, konnte er seinen Anmuth kaum unterdrücken.

"Sie soll mit Fanny große Aehnlichkeit haben, und so ist es wohl kein Wunder —"

"Nein, den Marchese hat nimmermehr die Persönlichkeit seiner jetzigen Frau verlockt," unterbrach der Chevalier seinen Freund und fuhr mit großer Schärfe fort: "Es würde ihm schwerlich eingefallen sein, sich in eine Kunstreiterin zu verlieben, wenn er nicht gewußt hätte, daß dieser Dame aus dem Circus eine Grafschaft zufallen würde."

"Sie mag sein, was sie will, Nanni ist meine Schwägerin, und das genügt mir, sie mit

der größten Herzlichkeit zu begrüßen," entgegnete Baron Ehrenreich ruhig, aber doch mit einiger Betonung, und der Slavonier biß sich unmutig auf die Lippen. Der Freund hatte sich wirklich verändert, es war, als ob er an dem Heimgekehrten eine neue Bekanntschaft machte. Im nächsten Augenblick hatte Jospovic schon den in ihm aufsteigenden Verdruß überwunden; mochte Ehrenreich immerhin seinem Einfluß jetzt auf immer entzogen sein, es lohnte sich nicht mehr der Mühe, daß er versuchte, die alte Herrschaft über ihn wieder zu gewinnen. Deshalb zeigte er sich auch nicht weiter empfindlich, als der Baron nicht seine, sondern seines künftigen Schwagers Einladung, bei ihm zu wohnen, annahm und er überhaupt bemerken konnte, wie herzlich und innig schon während der Fahrt auf dem Dampfschiff das Verhältniß zwischen den Beiden sich gestaltete. Der Baron fühlte sich zu dem frischen, ehrlichen Wesen Angerstein's so sehr hingezogen, daß für ihn darüber der einst so schwärmerisch geliebte Freund ganz in den Schatten trat. Das war ein echter Mensch, der weder schlechter noch besser erscheinen wollte, als er wirklich war, dem alles Komödienpiel fern lag.

Der Marchese hatte kaum die Rückkehr des Barons erfahren, als er ihm auch schon einen Besuch abstattete. Er begrüßte seinen jetzigen Verwandten mit einer gewinnenden Herzlichkeit, der selbst ein Kälterer als Ehrenreich nicht zu widerstehen vermocht hätte.

"Meine Frau brennt vor Verlangen, ihren Schwager zu sehen, und ich hoffe, Sie kommen recht bald zu uns. Wenn ich Sie auch nicht Ihrem künftigen Schwager völlig entziehen will, bitte ich Sie doch, unser Haus auch als das Ihrige anzusehen."

Der Marchese hatte in seinem Auftreten bei aller Liebenswürdigkeit etwas so Männliches, Entschlossenes, das schon früher das Interesse des Barons erregt hatte, und jetzt, wo Vietri sein nächster Verwandter geworden war, fühlte er sich noch mehr zu ihm hingezogen. Er nahm daher die Einladung ebenso herzlich an, wie sie ihm gemacht wurde. Vor seiner Reise würde er vor einer Begegnung mit der Schwester seiner Frau ängstlich zurückgeschreckt sein, weil er gefürchtet, daß dieselbe nur alte Wunden von Neuem aufreißen würde; dies Wohlthuernde und Erlösende hatte der längere Aufenthalt in Italien auch gehabt, daß sein Leid um den Verlust der geliebten Gattin stiller geworden war. Wohl hatte er sie nicht vergessen, und wenn er sich tief in die Schönheit irgend eines Kunstwerkes versenkt hatte, war vor ihm plötzlich das sanfte, süße Antlitz seiner Fanny aufgetaucht; aber ein sanfteres Weh überschlich jetzt sein Herz. In einem Lande, wo so viel Herrliches und Großes untergegangen ist, und uns nur noch spärliche Trümmer an die vergangene Herrlichkeit erinnern, da mußte die Klage um das eigene Unglück verstummen. Ueber die ganze Menschheit rauchte das Geschick mit noch düsteren Schattenflügeln hin, als über den Einzelnen.

Wie still und ruhig aber auch sein Herz geworden war, als der Baron sich zum ersten Mal auf den Weg machte zur Villa am See, zu der reizenden Stätte, auf der einst sein schönstes Glück geblüht hatte und auf immer begraben lag, da begann doch seine Brust unruhiger zu klopfen. Angerstein hatte ihm zur Villa das Geleit geben wollen, um dem Schwager durch harmloses Geplauder über die schmerzlichen Eindrücke ein wenig hinwegzuhelfen, die gerade heute auf ihn einstürmen mußten; aber Ehrenreich hatte seine Begleitung mit den Worten abgelehnt: "Nein, laß mich allein gehen, Du hast nichts zu fürchten. Die Vergangenheit kann mich nicht mehr unterjochen und völlig niederbeugen, ich habe gelernt, der Gegenwart zu leben."

Trotzdem, als er nun auf der ihm bekannten Fahrstraße dahin wanderte, auf der ihn jeder

Baum, jeder von den Bergen herunterrieselnde Bach wie alte Vertraute begrüßten, da ging sein Athem schneller. Er blieb manchmal stehen, als müsse er seine Gattin erwarten, die nur zurückgeblieben sei, um eine Blume am Wege zu pflücken, und die im nächsten Augenblick wieder mit lächelndem Gesicht und über die kleine Verzögerung um Verzeihung bittend, an seinem Arme hängen werde.

Jetzt tauchte schon die Villa vor ihm auf, und unwillkürlich hob ein tiefer Seufzer die Brust des Barons. Thränen traten ihm in's Auge, und er bemühte sich nicht, sie hinwegzuwischen. Aehnliche Empfindungen, wie er sie gehabt, als er zum ersten Mal vom Capitol auf die Trümmerwelt des Forums hinabgeblickt, beschlichen sein Herz. Hier stand freilich noch Alles, wie es war, aber vor seinem geistigen Auge lag auch Alles zerborsten und im Staube. Wie sollte er den Muth finden, diese Stätte seines ehemaligen früheren Glückes zu betreten? Aber war er nicht ebenfalls zum Forum herabgestiegen, und hatten nicht gerade diese zerborstenen Marmorsäulen in seiner Seele die erhabensten Gedanken und Vorstellungen geweckt? Was war das eigene kleinliche Leiden gegen den Zusammenbruch einer ganzen Welt? Und sich aus seinem schmerzlichen Sinnen muthig aufraffend und die Thränen trocknend, zog er die Klingel.

Ein junges hübsches Mädchen öffnete ihm, und kaum hatte er seinen Namen genannt, da rief sie mit der liebenswürdigen Naivetät eines echten Wiener Kindes: "Ach, wird sich die Frau Marchesa freuen, sie hat schon gestern nach Ihnen ausgeschaut, Herr Baron."

Im nächsten Augenblick kam der Marchese selbst herbei, und nach einer herzlichen Umarmung versicherte er ebenfalls, daß seine Frau voll Ungeduld ihren Schwager erwarte.

Der Baron kam nicht mehr zu ruhiger Besinnung; der Marchese hatte seinen Arm ergriffen und führte ihn, lebhaft plaudernd, die Treppe hinauf durch die ihm bekannten Zimmer; dann öffnete er wieder eine Thüre und rief sogleich: "Nanni, hier bringe ich Dir den Langersehnten."

Es war seine Fanny und doch eine Andere, die dort auf dem Divan saß und bei seinem Anblick rasch aufsprang und ihm jubelnd und mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte.

"Endlich sehe ich Sie lebhaftig vor mir! O, wie freu' ich mich, den langerwarteten Schwager zu begrüßen!" rief sie und reichte ihm ohne Weiteres ihre Wangen zum Kusse.

Die schlanke, hohe Gestalt, die feinen, geistvollen Gesichtszüge erinnerten den Baron an seine verstorbene Gemahlin, aber Nanni hatte nicht deren blondes, prächtiges Haar, ihre blauen, sanften Augen. Ihr fehlte das vornehme, gehaltene Wesen, das Ehrenreich an seiner Fanny so bewundert hatte. Der von pechschwarzem Haar umrahmte Kopf, die dunklen, unruhig funkelnden Augensterne standen in scharfem Gegensatz zu dem lieblichen, anmuthigen Bilde der Verbliebenen. Dennoch wurde er von der Erscheinung der Marchesa seltsam überrascht, und ihr so außerordentlich herzliches, offenes Entgegenkommen berührte ihn sehr angenehm. Nach kurzer Zeit befand er sich mit ihr und ihrem Gatten in einem so lebhaften, anregenden Geplauder, als hätte man sich schon Jahre lang gekannt.

"Und Sie zweifeln gar nicht, daß ich wirklich die damals verloren gegangene Nanni bin?" fragte die Marchesa, nachdem sie wieder auf ihren Divan zurückgegangen war und ihren Schwager genöthigt hatte, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

"Wie sollte ich das?" entgegnete der Baron. "Ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit meiner Fanny, die sich selbst auf die Stimme erstreckt, spricht deutlich genug."

„Aber Fanny ist blond gewesen, wie ich höre, und ich bin kohlschwarz,“ sagte Nanni lachend und warf dabei einen Blick in den nächsten Spiegel.

„Das ist aber auch der einzige Unterschied zwischen Ihnen und ihr,“ erwiderte Ehrenreich.

„Sehr schmeichelhaft für mich, denn sie soll reizend gewesen sein, meine arme gute Schwester,“ und als sie gewahrte, daß diese Aeußerung nur geeignet war, in ihrem Schwager schmerzliche Erinnerungen zu wecken, setzte sie rasch ablenkend hinzu: „Aber Sie können doch am Ende nicht fogleich an meine Echtheit glauben, ich muß Ihnen beweisen, daß ich wirklich die einst geraubte Nanni bin,“ und sie wollte sich rasch das Haar aus dem Gesicht streichen. „Ich sehe dann freilich gar nicht hübsch aus, aber was kann es helfen!“

„Ach, das hast Du gar nicht nöthig, der Baron ist ein Ehrenmann und glaubt unserem Wort,“ widersprach ihr Gatte fogleich.

„Nein, mein Schwager soll sich die Narbe genau ansehen. Nicht wahr, nun bin ich häßlich?“

Und sie stellte sich jetzt mit der freien Stirne dicht vor ihren Schwager hin und sah ihm mit ihren unruhig funkelnden Augen lächelnd und übermüthig in's Antlitz.

Der Baron wußte nicht gleich, wie er dies Benehmen auffassen sollte. Jetzt, wo sie die Stirne frei hatte, erschien ihm Nanni's Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Gattin noch merkwürdiger und überraschender; er vermochte unwillkürlich nicht gleich die Blicke von ihr abzuwenden. Es war etwas so Frisches, Ursprüngliches in dem ganzen Wesen dieser Frau, das selbst mit ihrem zu großen Uebermuth ihrer offen zur Schau tretenden Gefallsucht versöhnte. Sie sprach aus, was ihr durch den Kopf fuhr, und sie that, was ihr gerade gefiel, ohne darnach zu fragen, ob sie damit schon über die Schranken hinwegsprang, die besonders den Frauen höherer Stände gezogen werden. Sie konnte die ehemalige Kunstreiterin nicht ganz verleugnen, und doch war in ihr kein Zug wirklicher Gemeinheit zu entdecken, vielmehr verrieth ihr ganzes Wesen noch immer echten Seelenadel.

Der Marchese machte gute Miene zum bösen Spiel; er stimmte in das lustige Lachen seiner Gattin ein, die in übermüthigster Laune fortfuhr: „Ja, es ist eine böse Schmarre, die ich weg bekommen hab'. Ich muß doch schon als Kind recht toll und unnütz gewesen sein, und nicht wahr, Sie denken, ich sei so geblieben?“

„Ich möchte das nicht behaupten.“

„Ach, ich kenne all' meine Fehler und bin ehrlich genug, sie nicht zu beschönigen.“

„Das ist um so ehrenvoller von Ihnen.“

„Meinen Sie das wirklich? Aber warum wollen wir, Sie' zu einander sagen — sind wir nicht Schwägerleute? Also Du findest mich trotz meiner Schmarre nicht so häßlich? Dafür sollst Du auch das Buffertl haben, das ich Dir schon zugebacht, als ich Deine Photographie zum ersten Male zu sehen bekommen hab',“ fuhr sie in heiterster Stimmung fort, und ohne auf die finster gerunzelte Stirne ihres Gatten und das Bittern seines mächtigen Schnurrbartes zu achten, das seinen verhaltenen Unmuth verrieth, schlang sie die Arme um des Barons Nacken und drückte ihre rothen Korallenlippen auf seinen Mund.

20.

Die Marchesa legte mit jedem Tage offener das Wohlgefallen an den Tag, das sie an ihrem Schwager fand, und die versteckten Anspielungen ihres Mannes beachtete sie so wenig, wie später seine Drohungen.

„Nimm' Dich in Acht, treibe kein Spiel mit ihm, ich bin nicht der Mann, der solche Geschichten verträgt,“ sagte er mehr als einmal,

wenn er mit Nanni allein war und sich wieder über ihre große Zärtlichkeit beklagte, die sie Ehrenreich gegenüber bewiesen.

„Was willst Du? Er ist mein Schwager, ich kann doch mit ihm sprechen, und Du weißt ja, daß ich mich in ihn verliebt hab', noch eh' ich gewußt, daß ich je das Glück haben werde, ihn zu sehen.“

„Wenn Du Dein gefährliches Rokettiren nicht aufgibst, geschieht ein Unglück,“ erklärte der Italiener, und seine Augen rollten dabei unheimlich.

„Du bist ein Narr, ich fürchte Dich gar nicht,“ entgegnete Nanni lachend. „Und übrigens kannst Du mir es wohl gönnen, daß ich mit ihm gemüthlich plaudere, Du dummer Döbel! Und wenn Du mich einmal erwürgen willst, wie der häßliche Mohr die schöne Desdemona, dann wirst Du auch zu spät erfahren, daß ich ebenso unschuldig bin, wie dies arme Wesen es war, und vor Verzweiflung Dir den mächtigen Schnurrbart ausreißen,“ und sie stieß dabei ihr übermüthiges Lachen aus.

„Ich bin kein solcher Dummkopf, wie dieser alberne Neger; aber sei überzeugt, daß ich zu allen Zeiten meine Augen offen halte.“

„Weißt Du nicht, daß die Eifersucht blind macht? Und hast Du nicht auch bereits Deinen Jago, der Dich heimlich noch mehr aufstachelt? Denkst Du etwa, daß ich dies nicht bereits gemerkt hätte?“

Die letzten Worte sprach Nanni schon weit ernsthafter.

Jetzt war es der Marchese, der in heiteres Lachen ausbrach. „Ach, das ist lustig! Du glaubst, daß mich der schlaue Slavonier schon in der Tasche hat? Nun, der wird sich auch irren!“

„Nein, nein, das ist nicht mehr mein Scherz. Es ist mir nicht entgangen, daß Du weit eifersüchtiger geworden bist, seitdem Dir dieser nichtsnutzige Jago allerhand Geschichten in's Ohr flüstert.“

„Er ist mein bester Freund.“

„Und mir ist er widerwärtig. Ich hätte immer Lust, ihm eins mit der Reitpeitsche zu versetzen, und Nanni suchte mit der Hand durch die Luft.“

„Das will ich ihm sagen, und daß er mir um so theurer wird, mein geliebter Jago, je mehr Du ihn verabscheust.“

„Und dann sag' auch Deinem Jago, daß er sich vor meiner Reitpeitsche in Acht nehmen soll. Ich scherze gar nicht.“

Wirklich schien sich zwischen dem Marchese Vietri und dem Chevalier ein so inniges Verhältniß herausgestellt zu haben, wie es kaum herzlicher einst zwischen dem Letzteren und Baron Ehrenreich bestanden hatte. Während die beiden ehemaligen Freunde sich innerlich immer mehr trennten, obwohl sie äußerlich noch in alter Weise mit einander verkehrten, schienen jetzt der Marchese und Jospovic ein Herz und eine Seele zu sein. Der Slavonier kam fast jeden Tag nach Riva hinunter und war ein unzertrennlicher Begleiter auf den Spazierfahrten, die man zu Wasser oder zu Lande unternahm; er kannte die Umgegend sehr genau und wußte immer wieder neue Punkte anzugeben, die man nothwendig sehen müsse.

Der Herbst war gekommen und brachte die köstlichsten, sonnigsten Tage, die beständig in's Freie lockten. Estelza, wie sich die Marchesa lieber nennen ließ, als Nanni, konnte auch in ihrer jetzigen Lebenslage die ehemalige umherziehende Kunstreiterin nicht verleugnen; es litt sie nicht zu Hause, und selbst bei schlechtestem Wetter mußte sie ihren täglichen Ausflug machen. Am liebsten saß sie zu Pferde, und kein Berggipfel war ihr zu steil und hoch genug, den sie nicht auf diese Weise zu erreichen suchte. In dem alten Grafenschlosse, in das sie ihr

Gemahl geschleppt, um wenigstens sein jetziges Besizthum kennen zu lernen, hatte sie es nicht länger als einen Tag ausgehalten. Es lag in einer einsamen Gegend, und sie wollte Menschen sehen.

„Hier sterbe ich vor Langeweile, ich will wieder an meinen reizenden blauen See,“ hatte sie entschieden erklärt und nicht eher Ruhe gelassen, als bis der Marchese ihren Wunsch erfüllt hatte.

Ihr Mann wußte wohl, was sie nach Riva zog, warum ihr der Aufenthalt in der Villa so unangenehm war; aber er schwieg, denn er mochte nicht ihre stille Leidenschaft für den Schwager durch seinen Widerstand zu heftigen Flammen ansachen. Estelza legte wohl offen das Gefallen an den Tag, das sie für Ehrenreich empfand, dennoch konnten aber selbst Vietri's Alles beobachtende, vom Argwohn noch mehr geschärfte Augen niemals entdecken, daß sie auch nur im Mindesten die Schranken übersprungen hätte. Sie verkehrte so zutraulich und harmlos mit ihm, wie sie es sich als die Schwester seiner verstorbenen Gattin wohl gestatten durfte, und noch weniger vermochte der eifersüchtige Italiener das Benehmen des Barons zu tadeln. Es entgingen ihm die gemischten Empfindungen nicht, die den Baron im Verkehr mit seiner Frau heimsuchen mochten. Wohl erinnerte Felix die Persönlichkeit Estelza's an seine verstorbenen Gattin und er wurde von ihr angezogen, während er doch zu gleicher Zeit in ihrem ganzen Wesen und Benehmen Vieles vermiedte, was ihm an der Verlorenen lieb und werth gewesen war, und was die Schwester gar nicht besaß. Der Marchese war überzeugt, daß er, wenn er die Augen nur offen hielt, nichts zu fürchten habe, und wie sehr er sich auf seine klugen, Alles beobachtenden Augen verlassen konnte, das wußte er selbst nur zu gut. Auch der schlaue Slavonier sollte ihn nicht hinter's Rieck führen. Warum drängte er sich gar so eifrig an ihn heran und buhlte um seine Freundschaft? Warum suchte er heimlich, wenn auch in vorsichtigster Weise, seine Eifersucht gegen den Baron zu wecken und noch mehr aufzustacheln?

Der Marchese gab sich den Anschein, als wenn er diesen Freundschaftsversicherungen den vollsten Glauben schenke und mit Jospovic bereits ein Herz und eine Seele sei, und doch war er gerade gegen diesen neuen Freund ganz besonders auf seiner Hut. (Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. Wilhelm Förster.

(Mit Porträt auf Seite 273.)

Die königliche Sternwarte in Berlin, zwischen der Lindenstraße und dem Endeplatz gelegen, ist auch für den Nichtgelehrten eine der besuchenswerthesten Sehenswürdigkeiten Berlins. Der ehemalige Direktor derselben, Professor Dr. Wilhelm Förster, dessen Porträt wir auf S. 273 bringen, ist einer der hervorragendsten praktischen Astronomen der Gegenwart, und am 16. Dezember 1832 zu Grünberg in Schlesien geboren. Er zeigte früh eine hervorragende Begabung für Mathematik und Naturwissenschaften, und siedelte nach Beendigung seiner Universitätsstudien 1852 nach Bonn über, um sich dort unter der Leitung des berühmten Argelander ganz der Astronomie zu widmen. 1855 ward er zweiter Assistent an der Berliner Sternwarte, 1857 Privatdozent an der dortigen Universität, 1860 erster Assistent an der Sternwarte und 1863 außerordentlicher Professor. Während der letzten Krankheit Ende's leitete er interimistisch die Berliner Sternwarte und wurde 1865 zu deren Direktor ernannt. 1868 trat Förster als Direktor in die Normal-Erkennungskommission und leitete seitdem die Neuorganisation des deutschen Maß- und Gewichtswesens. Er gibt seit 1865 das „Berliner astronomische Jahrbuch“ heraus, betheiligte sich bis 1868 an der europäischen Gradmessung und fungirte bis 1869 als Schriftführer der astronomischen Gesellschaft und Miterausgeber von deren „Vierteljahrsschrift“. In neuester Zeit hat Förster auch wesentlichen Antheil an der

Gründung der zu Berlin behufs Förderung der Kenntniß der Naturwissenschaften, namentlich der Astronomie, unter der Laienwelt in's Leben gerufenen Gesellschaft „Urania“ genommen.

Die Bella-Coola-Indianer.

(Mit Abbildung.)

Vor einiger Zeit hat der Hamburger Thierhändler Hagenbeck eine Gesellschaft von neun Indianern aus dem Dorfe Bella-Coola (siehe die Abbildung) an einem der Fjorde von Britisch-Columbia (unter 127° westl. L. und 52° 31' nördl. Br.) nach Europa bringen lassen und in verschiedenen größeren Städten zur Schau gestellt. Diese Wilden gehören zu den Ueberbleibseln eines früher nicht unbedeutenden Zweiges der Völkerschaft der Kaloischen, welche in ihrer Heimath von Jagd und Fischfang leben, in hölzernen Häusern wohnen, die — wie auf unserem Bilde zu sehen — gleich den davor stehenden Wappensteinen

mit allerlei groteskem Schnitzwerk verziert sind. Die Bella-Coola-Indianer verstehen sich besonders gut auf die Handhabung ihrer Röhre; sie sind ein mittelgroßer, kräftiger Menschenschlag mit gelblich-rother oder gelblicher Haut, dunklem, struppigem Haar, schwarzen, funkelnden Augen und breiten, bartlosen Gesichtern mit vorstehenden Backenknochen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, ihre Kleidung Thierfelle und selbstgemachte Decken aus Cedernbast u. s. w. Ihre Tänze sind eigentlich vollständige Pantomimen, welche Jagdszenen und allegorische Auftritte darstellen. Am originellsten darunter ist der sogenannte Häuptlingstanz, den unsere Illustration veranschaulicht; ferner gibt es bei ihnen einen Schamanen-, einen Menschenfresser-, einen Bären-, Masken- und Kriegstanz. Die Sprache dieser Wilden, welche sich von den rothhäutigen Indianern des Binnenlandes in vielen Stücken unterscheiden, besteht nur aus Kehllauten.

Sommerlust.

(Mit Bild auf Seite 277.)

„Sommerlust“ hat J. Günther sein ansprechendes Gemälde benannt, das unser Holzschnitt auf S. 277 wiedergibt. Er führt uns auf demselben fünf gemeinsam vom Felde heimkehrende Geschwister vor, die fröhlich durch die prangende Flur ihrem Heim zuwandern. Die beiden ältesten Mädchen bilden den Mittelpunkt der Gruppe, voran schreitet ein etwas kleineres; neben der größten, die einen Strauß blühender Gräser trägt, geht der „Benjamin“ der Familie mit einem Aehrenbüschel in der Hand, und sein größerer Bruder bildet den Schluß des kleinen Zuges, vergnügt auf seiner selbstgefertigten Flöte blasend, wobei ihm der treue Tiras bedächtig zur Seite schreitet. Es ist eine allerliebste Idylle, die uns der Künstler vorführt, ein echtes Bild der Sommerlust, welche die Gesichter der so friedlich und fröhlich mit einander Dahinwandernden verklärt.



Häuptlingstanz der Bella-Coola-Indianer.

Der Spion von Brieg.

Historische Erzählung

von

Valentin Fern.

(Nachdruck verboten.)

Es war zur Zeit des ersten schlesischen Krieges, im Jahre 1741.

Der junge Preußenkönig Friedrich II., der so urplötzlich ein altes Erbrecht auf Schlessen mit bewaffneter Hand geltend gemacht und dadurch ganz Europa in Erstaunen gesetzt hatte, befand sich bei seinem Heere im Lager vor Brieg. Glogau war schon erobert, die Schlacht bei Mollwitz gewonnen; jetzt hatte er es auf die Festung Brieg abgesehen. Auf eine längere Belagerung konnte er sich jedoch nicht einlassen, da inzwischen die Oesterreicher Zeit gewonnen hätten, sich von ihren Niederlagen zu erholen. Er mußte suchen, Brieg durch einen Handstreich zu nehmen. Allein dies schien wenig Aussicht

auf Erfolg zu bieten. Der österreichische Kommandant der Festung, Fürst Piccolomini, war nämlich ein tapferer und umsichtiger Soldat, den man nicht so leicht zu überrumpeln hoffen durfte. Da erfuhr der Erbprinz Leopold, der Sohn des „alten Dessauer“, der ebenfalls mit seinem Regimente vor Brieg lag, daß sich unter seinen Grenadieren ein Unteroffizier befände, der früher längere Zeit in Brieg geweilt habe und dort Freunde und Bekannte besäße. Es war der Unteroffizier Martin Zander, ein junger, stattlicher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, dabei — wie seine Vorgesetzten über ihn ausfragten — ein geschiedter Kopf und fühner Soldat.

Prinz Leopold ließ den Mann zu sich bescheiden.

„Also Er ist der Unteroffizier Martin Zander von meinem Grenadierregiment?“ fragte er.

„Zu Befehl, Hoheit.“

„In Brieg ist Er schon einmal gewesen?“

„Zu Befehl, Hoheit. Ich habe mich daselbst früher kurze Zeit aufgehalten.“

„Dem Könige liegt viel daran, genaue Nachrichten über die Verteidigungsanstalten des Kommandanten Piccolomini zu erlangen. Würde Er Courage genug haben, sich in die Festung zu schleichen, wenn ich Ihm eine sehr hohe Belohnung in Aussicht stelle?“

Der Unteroffizier besann sich einen Augenblick.

„Ja, Hoheit!“ sagte er dann mit fester Stimme.

„Er weiß, welche Gefahr damit verknüpft ist: wenn man Ihn als Spion entlarvt, so wird Er von den Oesterreichern ohne Gnade und Erbarmen gehängt.“

„Ich weiß das, Hoheit. Als Soldat aber bin ich meinem Könige und dem Vaterlande mein Leben schuldig.“

„Brav gesprochen, Unteroffizier; Er ist ein ganzer Kerl. Erzähle Er mir einmal in Kürze, wie es Ihm früher ergangen, ich möchte etwas für Ihn thun.“



Sommerfuss. Nach einem Gemälde von S. Günther. (S. 276)

„Wie Euer Hoheit befehlen. Ich bin ein Berliner Kind, lernte das Küferhandwerk und begab mich dann auf die Wanderschaft. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen in Süd- und Norddeutschland bekam ich vor dritthalb Jahren eine Stelle als Küfer bei dem wohlhabenden Weinhändler Stephan Karcher in der Stadt Ohlau, nur wenige Meilen von Brieg. Es gefiel mir zwar nicht so recht in der Stellung, denn Herr Karcher ist ein sonderbarer Kauz, der mir das Leben sehr sauer machte, aber er hatte als Mündel und Schutzbefohlene ein weitläufig mit ihm verwandtes junges Mädchen im Hause.“

„Aha, und dieses Mädchen wurde Seine Liebste. Der Alte aber war dagegen?“

„So ist es, Hoheit. Herr Karcher achtete nicht auf Cölestins Thränen, nicht auf meine Bitten und Vernunftgründe, sondern schwur, daß er niemals einem hungrigen Preußen sein Mündel zur Ehe geben würde, besonders aber nicht so einem Berliner Windbeutel, wie mir.“

„Und das ließ Er sich gefallen, Unteroffizier?“

„Nein, Hoheit. Als richtiger Berliner konnte ich mir unmöglich solche Beleidigung gefallen lassen, und schlug dem alten Dummkopf gehörig hinter die Ohren. Das gab natürlich einen großen Lärm, und ich mußte sofort Haus und Geschäft verlassen. Darauf wanderte ich voller Aerger und Zorn nach Frankfurt an der Oder und wurde Soldat. Vor anderthalb Jahren erhielt ich nach einem früher verabredeten Orte ein Brieflein von Cölestine, worin sie mittheilte, daß sie mir ewig treu bleiben wolle, und ferner, daß sie nicht mehr in Ohlau wohne. Ihr Vormund habe sein Weinlager verkauft und sich in Brieg zur Ruhe gesetzt als Rentier. Ich schrieb eine herzliche Antwort und dann noch drei andere Brieflein, empfing aber kein Lebenszeichen weiter von ihr. Wahrscheinlich hat der alte Karcher die Briefe unterschlagen.“

„Nun, tröste Er sich. Wenn wir Brieg erst haben, lassen wir es nicht wieder aus den Händen, und der alte Karcher wird dann, er mag wollen oder nicht, auch ein Preuße. Da kann er dann kaum noch etwas gegen einen preußischen Schwiegersohn einwenden.“

Das Gesicht des Unteroffiziers leuchtete.

„O Hoheit, wenn es dahin käme, daß —“

Prinz Leopold lächelte.

„Darüber sei Er unbesorgt. Wenn Er Seine gefährliche Sendung erfolgreich ausführt und wir dadurch Brieg schnell überrumpeln, so will ich Seine Entlassung aus dem Dienste vom Könige erbitten, und den alten Karcher soll der Teufel holen, wenn er dann nicht klein beigibt. An einer guten Aussteuer zur Heirath soll's auch nicht fehlen. Ist Er damit zufrieden?“

Der Unteroffizier stand wie erstarrt über die glänzenden Aussichten, die sich ihm so plötzlich eröffneten, dann aber stieg dunkle Röthe in sein Antlitz und er rief: „Senden mich Hoheit, wohin es sei — ich gehe! An mir soll's nicht liegen, wenn Brieg nicht schnell erobert wird.“

„Daran zweifle ich nicht. Jetzt höre Er. In der kommenden Nacht muß Er den von der Oder abgeleiteten Graben durchschwimmen, sich bis an das Festungsthor schleichen und so thun, als ob Er als ein geheimer Sendbote der Oesterreicher durch die preußischen Linien geschlichen wäre. Damit Er sich als solcher legitimiren kann, werde ich Ihm eine Depesche mitgeben, die wir aufgefangen haben. Sie ist von dem Grafen Reipperg an den Kommandanten von Brieg gerichtet; es wird darin gemeldet, daß Entfaz in Eilmärschen unterwegs sei. Diese echte Depesche wird Er als vorgeblicher Sendling des Grafen Reipperg über-

bringen und eine Antwort für diesen Obergeneral der österreichischen Feldarmee in Empfang nehmen.

„Ich verstehe, Hoheit.“

„Genauere Instruktionen soll Er noch haben. Natürlich muß Er äußerst vorsichtig sein. Man darf vor allen Dingen nicht vermuthen, daß Er von Geburt ein Preuße ist.“

„Ich habe fünf Jahre in Frankfurt am Main gelebt und spreche die dortige Mundart perfekt. Also werde ich mich für einen Reichstädter ausgeben.“

„Vortrefflich! Und da Er ein stattlicher, gewandter Mann ist, der sich zu benehmen weiß, so kann Er angeben, daß Er bei dem General Grafen Reipperg Dienste genommen als Leibjäger oder dergleichen. Wenn Er nicht von den Oesterreichern gefangen wird, so weiß Er, welche Belohnung Ihm in Aussicht steht. Jetzt kann Er gehen.“ —

Martin Zander erhielt am Nachmittage die Kleidung eines Bauern und derbe Stiefel, in deren einen die sorglich in ein Stück Schweinsblase gefüllte Depesche eingenäht wurde. Man versah ihn mit österreichischen Gulden und einigen Kremnitzer Dukaten als angebliches Reisegeld. Und man instruirte ihn mehrere Stunden lang über seine Aufgabe, über das, was er vorzüglich erkundschaffen sollte, außerdem erhielt er Mittheilungen über die Stellung der österreichischen Feldarmee und die Verhältnisse bei derselben, speziell auch über Alles, was die Persönlichkeit des Grafen Reipperg betraf.

Als die Nacht schwarz und düster hereinbrach, wurde er durch die Vorposten geleitet. Dann schlich er bis zum Festungsgraben und tauchte in denselben mit der Behendigkeit eines Fischotters.

In diesem Augenblicke hallten zwei Flintenschüsse auf preußischer Seite und gleich darauf wurden Signale geblasen und Trommeln gerührt. Es waren natürlich blinde Schüsse — denn dies war so abgekartet, um die feindlichen Schildwachen über dem Thore darauf aufmerksam zu machen, daß etwas Außerordentliches passire.

In der That wurden die österreichischen Wachtposten dadurch in Alarm gebracht. Laternenschein breitete sich aus auf dem Walle und spiegelte sich wieder in der schwarzen Wasserfluth des Grabens. Aus demselben tauchte nun eine Gestalt auf, kletterte die Böschung hinauf und lief dem Thore zu.

„Halt! Wer da?“ schrie eine Schildwache und das Knacken eines Flintenhahns wurde vernehmlich.

„Gut Freund!“ antwortete der Wassertriefende. „Ein Bote des Generals Reipperg. Die preußischen Vorposten schossen nach mir, als ich dem Graben zulief, doch glücklicherweise trafen sie mich nicht. Macht nun rasch auf! Ich habe Eile, bringe eine wichtige Depesche für den Kommandanten!“

„Ja, Freund, Ihr müßt warten, bis der Major kommt.“

„Da ist er schon!“ rief eine andere Schildwache.

Ein alter Offizier erschien und befragte den Ankömmling, der ihm ähnlich so antwortete, wie oben dem Wachtposten.

„Riegelt auf!“ gebot der Major. „Es ist richtig, der Kommandant erwartet eine Depesche vom Obergeneral und befürchtete schon, daß der Feind dieselbe aufgefangen habe.“

Das schwere Thor wurde geöffnet und der vorgebliche Sendling des Grafen Reipperg eingelassen.

Der Major führte darauf Martin Zander nach der Wohnung des Kommandanten, die sich ganz in der Nähe befand. Der Kommandant selbst war beim Empfange der Nachricht

so gleich mit beiden Beinen aus dem Bette gesprungen.

„Wo ist die Depesche?“ fragte er den Eintretenden.

„Hier, Euer Gnaden!“

Der verkleidete Bauer zog ein Messer aus der Tasche, trennte seinen linken Stiefelschaft auf und zog das Stück Schweinsblase, welches die Depesche enthielt, daraus hervor.

Der inzwischen geweckte Sekretär nahm aus einem Geheimfach des Schreibtisches im Zimmer einen mit Buchstaben und Zahlen beschriebenen Streifen Papier, den Schlüssel zur Geheimschrift, und entzifferte mit Hilfe desselben in wenigen Minuten die Depesche, deren Inhalt er auf ein Blatt Papier niederzuschrieb.

Der Kommandant las über die Schulter des Schreibenden.

„Vortrefflich!“ rief er. „Gute Nachrichten, lieber Major! Reipperg rückt in Eilmärschen heran zum Entfaz. Wenn wir uns nur noch vierzehn Tage halten, so sind wir geborgen.“

Der Fürst fragte dann den Sendboten weiter aus, welcher dank der ihm gegebenen vortrefflichen Instruktionen dies Gramen recht gut bestand.

Er sagte, daß er Ferdinand Schwertfeger heiße, aus Frankfurt am Main gebürtig sei und als Leibjäger bei dem Generalissimus Grafen Reipperg in Diensten stehe, dem er auch in's Feld gefolgt sei. Gegen eine Belohnung von dreihundert Kremnitzer Dukaten habe er sich erboten, die Depesche nach Brieg hinein zu schmuggeln und eine Antwort an seinen Herrn zurück zu bringen. In der nächsten Nacht wolle er die Festung verlassen und sich abermals durch die feindlichen Linien schleichen.

Das Alles wurde mit solcher Sicherheit vorgebracht und die Depesche war ja so unzweifelhaft echt, daß gar kein Verdacht entstehen konnte.

Am folgenden Morgen stellte im Auftrage des Kommandanten sich ein Sergeant ihm zur Verfügung, um ihn in der Festung umherzuführen und Alles zu zeigen, denn es war des Fürsten Wunsch, daß der Bote dem Grafen Reipperg aus eigener Anschauung Bericht erstatten möge über den guten, zweckmäßigen Zustand der Verteidigungsanstalten.

So hatte also nun der verkappte Spion die schönste Gelegenheit, seiner Wißbegierde auf's Gründlichste zu genügen.

Er beschaute die Wälle, Batterien und Werke. An den Stellen, wo muthmaßlich ein Sturmangriff erwartet werden konnte, hingen, von Stricken gehalten, die jeden Augenblick mit bereit liegenden Beilen durchhauen werden konnten, große Rundbalken oder Walzen, dazu bestimmt, gegebenen Falles die Sturmleitern des Feindes zu zerschmettern oder doch umzuwerfen.

An einer Stelle aber, wo der Graben in einen Sumpf auslief, der infolge der Hitze und Trockenheit nicht sehr tief zu sein schien, war die hohe Wallmauer nicht mit solchem künstlichen Verteidigungsmaterial versehen. Der Spion überschaute das Terrain und merkte sich diese Stelle.

Beiläufig brachte er von seinem gesprächigen Führer in Erfahrung, daß eine Epidemie unter den Mannschaften herrsche und viele Leute im Lazareth lägen, sowie daß die Proviant- und Munitionsvorräthe nur knapp seien.

Als er durch eine Straße der inneren Stadt schritt, kam er mit seinem Begleiter an einem stattlichen Hause vorbei, aus dessen offenen Fenstern in der ersten Etage ein Ruf des Erstaunens laut wurde.

Er schaute empor — und das Herz klopfte ihm gewaltig — denn da erblickte er seine geliebte Cölestine und den alten Karcher und die Wirthschafterin, sowie das Dienstmädchen.

Diese, seine ehemaligen Orlauer Hausgenossen, hatten ihn offenbar wieder erkannt, da konnte kein Zweifel sein. Das war gefährlich. Was sollte nun werden?

Doch hütete er sich wohl, eine auffällige Bewegung zu machen, keinen Gruß sandte er hinauf, wie ein Wildfremder schaute er das Haus an und ging weiter.

Oben in der Wohnung des Rentiers Karcher aber herrschte jetzt eine gewaltige Aufregung.

„Also dieser Mensch soll der Bote des Grafen Reipberg sein, wie mir gesagt wurde von dem Bürgermeister!“ schrie der Rentier. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Es ist Martin Zander, der Preuße, der Berliner Windbeutel, der sich hier als Spion eingeschlichen hat!“

„Aber das ist ja doch nicht denkbar!“ jammerte Cölestine.

„Guter Gott, sollte man es glauben?“ leuchtete die Wirthschafterin.

„Ein feiner Plan!“ schrie der Rentier. „Dieser Streich bringt den preussischen Windbeutel an einen österreichischen Galgen! Ich muß sogleich zu meinem Freund, dem Bürgermeister!“

Die weiblichen Mitglieder des Haushalts weinten und klagten, aber der Hausherr ergriff Hut und Stock und rannte in großer Aufregung fort.

Während er weg war, bildete sich jedoch in seinem Hause eine weibliche Verschwörung. Die schöne Cölestine flehte die Wirthschafterin und das Dienstmädchen an, daß sie bei einem etwaigen Verhör die Identität ihres Geliebten Martin Zander mit dem angeblichen Emissär des Grafen Reipberg leugnen sollten, um ihn, falls er wirklich ein preussischer Spion sei, vor dem entsetzlichen Schicksal zu bewahren, am Galgen zu enden. Dazu waren diese mitleidigen Seelen denn auch bereit, zumal sie ihren Hausfrauen nicht besonders liebten.

Dem Bürgermeister erschien Karcher's sonderbare Mittheilung wichtig genug, so daß er sogleich mit dem Angeber zum Kommandanten sich begab und diesem die Sache vortrug.

„Das ist doch unmöglich,“ sagte Fürst Piccolomini; „die Depesche des Boten ist echt; er heißt nicht Zander, sondern Schwertfeger, und ist gebürtig aus Frankfurt am Main.“

„Alles Spiegelschere, gnädigster Herr!“ versetzte Karcher. „Ich habe ihn genau wieder erkannt und auch meine Frauenzimmer im Hause. Er heißt Martin Zander, war bei mir in Orlau Küfer und ist ein Stockpreuße.“

„Ich glaube das nicht. Doch man kann ihn ja rufen lassen, um zu hören, was er dazu sagt.“

Der vorgebliche Bote des Grafen Reipberg wurde geholt und ihm erklärt, um was es sich handelte.

Er schaute seinen ehemaligen Prinzipal an, ohne eine Miene zu verziehen.

„Dieser Mensch ist mir vollständig unbekannt,“ sagte er. „Ich bin kein Preuße, kein Berliner, sondern aus dem Reich, ein Frankfurter und seit längerer Zeit Leibjäger des Grafen Reipberg.“

„Er lügt!“ schrie Karcher.

„Schweig, Glenber!“ versetzte der junge Mann. „Schämt Ihr Euch nicht, mir solche Dummheiten in's Gesicht zu sagen? Ihr gehört in's Tollhaus!“

„Meine drei Frauenzimmer können die Wahrheit meiner Aussage bestätigen.“

„Nun, so schaffe man diese hierher,“ gebot ungeduldig der Kommandant, und der Bürgermeister beistellte sich, das Fräulein, die Wirthschafterin und das Dienstmädchen holen zu lassen.

Als sie erschienen waren, befragte der Fürst zuerst Cölestine: „Glaubt Sie, Jungfer, daß dieser Mann ein Bekannter von Ihr ist, ein gewisser Martin Zander aus Berlin?“

„Ich glaubte es zuerst, als ich ihn auf der

Straße sah,“ lispelte Cölestine, dem Geliebten tief in die Augen schauend mit verständnißinnigem Blick; „aber ich sehe nun ein, daß ich mich getäuscht habe. Es ist allerdings eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden; aber dieser Mann ist nicht Martin Zander aus Berlin.“

„Nein, er ist es nicht,“ versicherte die Wirthschafterin. „Zander hatte dunklere Haare als dieser Mann hier; auch war er etwas kleiner.“

„Und Zander hatte auch eine viel schönere Nase,“ fiel das Dienstmädchen ein.

„Da schlage doch das Donnerwetter drein!“ schrie Karcher erbozt. „Wollt ihr mich Bügen strafen?“

„Genug!“ jagte Piccolomini. „Die Sache ist aufgeklärt. Es liegt Seitens des Herrn Karcher ein höchst einfältiger Irrthum vor.“

„Nein,“ schrie der eigenstünne Rentier, „ich bleibe bei meiner Behauptung!“

„Schweig Er; jetzt scheere Er sich nach Hause und schlafe Er seinen Rausch aus, denn man muß annehmen, daß Er betrunken oder verrückt ist. Herr Bürgermeister, bringen Sie den einfältigen Mann nach Hause und tragen Sie Sorge dafür, daß er durch sein unsinniges Geschwätz keinen Lärm weiter macht.“

Gegen diesen entschiedenen Befehl konnte kein Widerstand geleistet werden. Stephan Karcher mußte sich trollen, ohne daß er etwas hätte ausdrücken können. Als er in seiner Wohnung wieder angelangt war mit seinen Hausgenossinnen, machte er denselben eine fürchterliche Scene. Doch die drei Verschwörerinnen hielten ihm tapfer Stand, so daß der Rentier zuletzt ganz irre wurde und beinahe selbst zu glauben anfang, er könne sich doch getäuscht haben.

Die schreckliche Gefahr war also an unserem Martin gut vorüber gegangen. Als es Nacht wurde, war er zur Abreise bereit. Die Antwortdepesche des Kommandanten Piccolomini an den General Grafen Reipberg war in des fingirten österreichischen Sendlings Stiefel eingeknäht, und er trug nun wieder seine Bauernkleidung.

Im tiefen Dunkel verließ er die Festung durch ein Ausfallpförtchen an dem oben erwähnten Sumpfabgraben. Denselben konnte er, wie er bei dieser Gelegenheit untersuchte, ohne sonderliche Beschwerlichkeit durchwaten. Nur einmal sank er bis über die Kniee im Schlamm ein.

Er langte im preussischen Hauptquartier an, wo seine Nachrichten vom Prinzen Leopold und der Generalität mit dem höchsten Interesse entgegen genommen wurden. Schon für die nächstfolgende Nacht wurde der Sturm auf die Festung beschlossen.

Martin Zander fungirte als Wegweiser, und der alte Dessauer kommandirte die zum Sturm ausgewählten Truppen. Es waren fünf Bataillone dazu kommandirt; diese mußten Abends nach zehn Uhr in's Gewehr treten, und zwar in aller Stille.

Die Wachtfeuer wurden zwar unterhalten wie gewöhnlich, doch war die ganze Armee marschfertig. Jedes Bataillon erhielt einige neue starke Sturmleitern; zum Tragen und hurtigen Ansetzen derselben waren besondere Mannschaften beordert. Diese marschirten so, daß sie auf jeder Seite drei Rotten hatten, die zum ersten Ersteigen bestimmt waren. Der Sumpfabgraben wurde passirt; um halb zwölf Uhr legte man die Leitern an den Wall; mit unglaublicher Geschwindigkeit flogen die Grenadiere hinauf. Unter den Ersten waren der Fürst Leopold von Dessau selbst und Martin Zander; schnell folgten auf allen Leitern die Soldaten, die das Gewehr über der Schulter hatten.

Sobald sie auf dem Walle standen, warfen sie das Gewehr herum, pflanzten das Bajonnet auf, stießen die überrumpelten Schildwachen nieder und eilten nach den Batterien, sowie

nach der von Zander ihnen bezeichneten Hauptwache. Unterdessen drängten immer neue Truppenmassen nach, überwältigten die österreichische Besatzung und machten sie kriegsgefangen.

Auf solche Weise wurde im ersten schlesischen Kriege das Schicksal der Festung Brieg entschieden.

Martin Zander erhielt die ihm zugesagte Belohnung. Er wurde mit Ehren aus der Armee entlassen, erhielt eine bedeutende Geldsumme, und auch die Geliebte zu erringen, war jetzt nicht mehr schwer. Der alte Karcher zitterte, er könne nach der Einnahme von Brieg für seine Denunziation von den Preußen eingekerkert und bestraft werden, und war froh, Martin Zander durch die Einwilligung zur Heirath mit Cölestine zum Schweigen bringen zu können. Zander zog mit seiner jungen Frau nach Magdeburg, wo er eine Anstellung erhielt und in den angenehmsten äußeren Verhältnissen ein hohes Alter erreichte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Kanarienvogelzucht in St. Andreasberg. — Jahrhunderte lang ist der Kanarienvogel bereits ein Liebling der Menschen, gleich geschätzt bei Reich und Arm wegen seines herrlichen Gesanges. Die Heimath der kleinen Sänger sind, wie auch der Name andeutet, die an der Westküste von Nordafrika im Atlantischen Ocean belegenen, zum Königreich Spanien gehörenden kanarischen Inseln, und zwar der westliche, gebirgige Theil derselben. Nachdem dieser erst entdeckt war, entwickelte sich bald ein lebhafter Handel mit der allerliebsten Vogelart, und schnell war der kleine muntere Sänger ein erklärter Liebling der Frauen. Lange Zeit hindurch war die Züchtung des Kanarienvogels jedoch ein Geheimniß, da nur Männchen in den Handel kamen. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als ein Schwarm dieser Vögel von einem Schiffe von Livorno aus nach der Insel Elba entflohen war, begann man den Kanarienvogel in Italien und dann in Deutschland zu züchten, und zwar in letzterem Lande zunächst in Tirol. Alljährlich im August zogen die Vogelträger, reich geschmückt, mit ihren Vögeln aus nach Deutschland und Holland, in welchen Ländern sie mit ihren gesiederten Sängern einen einträglichen Handel trieben. Der Tiroler Kanarienvogel kam aber keineswegs mehr mit dem unserer Tage verglichen werden; sein eigentliches Wesen, sein herrlicher Gesang war damals noch nicht entwickelt, ihm fehlte die „Schule“; er war mehr ein Lügler, ein Voilettenstück der Frauen. Mit dem „Kanari“ auf dem Zeigefinger der rechten Hand empfing die vornehme Dame ihre Besuche; so ließ sie sich auch malen; nach seinem Befinden erkundigte sich der galante Besucher vor Allem und brachte ihm wohl auch Zucker mit. So blieb er Jahrhunderte lang nur ein Spielzeug. Den Bewohnern des Oberharzes und insbesondere der Stadt St. Andreasberg erst war es vorbehalten, die Gestalt des Kanarienvogels in vollendeter Weise auszubilden, und damit wurde der eigentliche Werth dieser Vogelgattung erst erkannt. Die Engländer hatten bei der Züchtung des Kanarienvogels Neugierlichkeiten im Auge, ihnen kam es namentlich auf Farbenvielfalt an; die Holländer dagegen suchten alle möglichen Verschiedenheiten der Figur zu erzielen und hatten dafür mancherlei Benennungen. Der sinnige Harzbewohner jedoch ergründete das innerste Wesen des Vogels und schenkte der Veredelung seines Gesanges seine Aufmerksamkeit. Mit der hingebendsten Ausdauer beobachtete man den kleinen Vogel und erforschte allmählich die richtige Methode seiner Ausbildung in einem schulgerechten Gesange. — Der erste Unterricht unserer stimmbegabten, zierlichen Naturkinder beginnt im großen Flugbauer. Die junge Brut wird eifrig auf ihre Gesangsfähigkeit beobachtet und die schlechten Subjekte ausgeschieden. Der junge Gesangstudent kommt dann in Einzelhaft, in den verdunkelten Bauer. In diesem Gesangskasten soll der junge Zögling seinen Meister hören, nur hören, nicht sehen. Das Auge darf ihn in seinen Studien nicht ablenken. Im Dunkeln klingt der Gesang dieses angehenden „Kammersängers“ ruhig und zart, im Sonnenglanze dagegen aufgeregt; daher gilt die Sonne als eine Störerin des Gesangsunterrichts

der Kanarienvogel. „Dreschen“ nennt man das lebhafte, hastige Singen der im Sonnenlicht aufgeregten jungen Sänger. Bei seiner Aufzucht nährt man den Kanarienvogel am besten mit öligen Sämereien; Spitzfamen und Hanf sind gefährlich. Ebenso bedarf der Vogel des Eifutters. Erst nach Weihnachten gelangt der Züchter zu einem endgiltigen Urtheil über seine Resultate. Nun beginnt die Detaildressur. Aus dem schwirrenden Triller entwickeln sich die sogenannten Rollen oder Trunen; mehrere Stücke werden dann zu einem Lied verbunden. Je weniger der Gesang durch Flöten unterbrochen wird, für desto vollendeter gilt er. Der Stimmumfang des kleinen Sängers beträgt drei Oktaven, vom g der kleinen Oktave bis zum a der Dreigestrichenen. Nach der Tonhöhe und der Gesangsweise unterscheidet man verschiedene Arten des Rollens; so die Hohlrolle, die Klingelrolle, die Kammrolle, die Wasserrolle und die Kludrolle; die letztere ist jedoch fast ganz ausgestorben. Hat der Vogel singen gelernt, so bildet er sich selbst seine eigenen Lieder. Der Gesang ist seine Sprache, in seinem Gesange dichtet er selbstständig weiter. Wie übrigens Dr. Karl Ruz erzählt, hat man Kanarienvögeln einzelne Worte beigebracht; Ruz erwähnt vier

solcher Exemplare, die er gesehen und gehört hat. Ich habe vor Jahren in Velnhausen in der Birtthschaft von Daniel Heilmann gar oft einen Kanarienvogel gelauscht, der mit besonderer Vorliebe das Lied: „Ach, ich bin so müde“ piff, aber kurz vor Schluss in ein lustiges Geschmetter überging. Heute befaßt sich St. Andreasberg übrigens nicht mehr allein mit der Züchtung der Kanarienvogel; auch am Rhein, in Berlin und Hannover befinden sich bereits Zuchtstätten. Aber der Ruhm, das wahre Wesen des Kanarienvogels ergründet und veredelt zu haben, gebührt dem Harzstädtchen St. Andreasberg und wird ihm unbestritten bleiben. [E. R.]

Eine romantische Entführungsgeschichte.

Als der dreißigjährige Krieg 1635 noch mit Mord und Brand durch die deutschen Lande tobte, hausten auch in Holstein die Schweden fürchterlich genug. Auf einem dortigen Edelsitze lag ein junger, statlicher Schwedeneroberst in Quartier, und der Burgherr besaß ein einziges wunderschönes Töchterlein, dem der junge Krieger tief in die blauen Augen schaute, bis in Beider Herzen die Liebe erwachte. Da der alte Graf dem Feinde seines Landes die Hand der einzigen Tochter nicht gewähren wollte,

so schlug der Oberst der Geliebten einen Entführungspan vor, dem sie auch ihre Zustimmung gab. Er führte sein Regiment über die Elbe, lehrte dann heimlich in dunkler Nacht auf seinem besten Kenner zum Grafenschloß zurück, nahm die seiner harrende Braut vor sich auf sein Roß und jagte mit der kostbaren Beute geradewegs der Stadt Hamburg zu, verfolgt jedoch von dem alten Grafen, der die Flucht der Tochter baldigst entdeckt hatte. Das Steinthor sollte eben geschlossen werden, als der Wächter den bewaffneten Schweden mit der ohnmächtigen Gräfin vor sich auf schaumriesendem Rosse dahersprennen sah. Ehe er sich besinnen konnte, war der Reiter an ihm vorbei und in den dunklen Gassen verschwunden. Der dicht hinter ihm mit seinen Leuten kommende Graf fand bereits das Thor geschlossen, und es blieb ihm nur der Trost, am nächsten Morgen mit Hilfe der Hamburger Gerichte das Pärchen aufzuheben. Allein es kam anders. Der Schwede war die Steinstraße hinaufgeritten und so an die St. Petrifirche gekommen. Er wußte, daß er darin ein sicheres Asyl finden würde und trat, die Geliebte im Arm tragend, durch die gerade offene Thüre, nachdem er sein Roß durch einen

H u m o r i s t i s c h e s.



Auch eine Enthaltbarkeit.

Professor: „Ihr Sohn trinkt etwas zu viel. Sechs bis acht Gläser Bier alle Abend ist zu viel für so einen jungen Menschen.“
Vater des Schülers, von welchem die Rede ist: „Dafür ist er wieder in anderer Beziehung sehr enthaltbar. Wasser zum Beispiel trinkt er nie.“



Aus Mitgefühl.

Wirth: „Lump Du! Nicht nur, daß Du Deine eigene Mahlzeit nicht bezahlen kannst, lodeßt Du auch noch den da zum Mitsessen ein!“
Landknecht: „Das kommt davon her, daß ich eben so ein gutes Gemüth habe.“

Schlag fortgejagt hatte. Er tappte sich im Dunkeln zurecht, stieg mehrere Stufen abwärts und gelangte in die Krypta, ein halb unterirdisches Gewölbe unter dem Chore. Raun hatte der Oberst seine Last auf eine steinerne Ruhebank niedergelegt, als er, von der übermenschlichen Anstrengung zum Tode erschöpft, zusammenbrach und vom Schläge gerührt seinen Geist aufgab. Auch seiner Geliebten begegnete dasselbe Schicksal, als sie, aus ihrer Ohnmacht erwacht, den Geliebten tot zu ihren Füßen fand und beim falben Lichte des Mondes sich allein sah mitten unter Särgen und steinernen Kreuzen. Der Tod hatte Beide wieder vereint. Natürlich waren die Nachforschungen des Grafen am nächsten Tage umsonst, da Niemand an die Krypta dachte. — Der wilde Kriegstrübel war endlich vorüber und nach fast einem halben Jahrhundert erst fand man zufällig in der Krypta die beiden Leichen völlig unverfehrt und von der kalten Luft des alten steinernen Gebäudes zu Mumien eingetrocknet. Sie wurden in die obere Abtheilung des Domchores gebracht und dort auf einen Mauervorsprung niedergelegt, wo man sie noch vor hundert Jahren sehen konnte, die Gräfin kostbar in Sammet und Seide gekleidet und der Oberst in Harnisch und Waffenrock mit den schwedischen Farben und großen Reiterhirseln. Erst nach 1780 wurden sie vom Kapitel beerdigt. [Hsch.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 34:
Erstritten ist besser als erbettelt.

Räthsel-Sonett.

Berbergen kann das erste Wort
So sicher, daß auf weite Strecken
Es ihm gelingt zu verstreuen
Dem schärfsten Bild so manchen Ort.
Das zweite dient beim Jägersport
Den Muth und frische Lust zu wecken,
Ob auch als Waffe Furcht und Schreden
Es wirkt, ja selbst blut'gen Mord.
Das Ganze aber macht Spettatell
Und wird mit Recht als ein Mirakel
Von Jedermann stets angefaunt.
Weit über's Wasser es posaunt;
Es hat dadurch in dunkeln Stunden
Manch' Schiffer seinen Weg gefunden.

Auflösung folgt in Nr. 36. [M. Paul.]

Auflösungen von Nr. 34:

des Arithmogriphs: Steinbock, Tonne, Eisen, Ibis,
Note, Biene, Ofen, Cette, Knie;
des Buchstaben-Räthfels: Lasso, Tasso.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.